



MARIAM T. AZIMI

TANZ ZWISCHEN
ZWEI WELTEN

ROMAN

List

Die Autorin



Mariam T. Azimi ist 1975 in Kabul geboren und im Alter von sechs Jahren mit ihrer Familie nach Deutschland geflohen. In Bochum und Kairo studierte sie Islamwissenschaften, Orientalische Philologien und Pädagogik. Mariam T. Azimi arbeitet im Auswärtigen Amt und lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Das Buch

Eine junge Frau zwischen zwei Welten: Wo gehöre ich hin? Wo ist mein Zuhause?

Wana, eine junge Frau Anfang vierzig, ist als Kind aus Kabul geflohen, und eigentlich glücklich: Mit Freund Alexander und Sohn Leo wohnt sie in Berlin und hat einen guten Job. Dass ihre Großfamilie mit all ihren Erwartungen im fernen Ruhrpott wohnt, hat sie bisher alles andere als gestört. Das ändert sich, als Wana einen schweren Autounfall hat und von ihrer Familie gepflegt werden muss. Eine Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit ist unausweichlich, ein Leugnen ihrer Herkunft nicht mehr möglich. Immer präsent ist die Frage: Wo gehöre ich hin und wo ist mein Zuhause?

Mariam T. Azimi

Tanz zwischen zwei Welten

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

List ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

© 2021 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

© by Mariam T. Azimi

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Büro für Gestaltung, Cornelia Niere

Umschlagmotiv: © Jacqui Miller / stocksy;

© ekmelica / shutterstock

Autorinnenfoto: © Lela Ahmadzai

E-Book powered by pepyrus.com

ISBN 9783843724203

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und

ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Die Autorin / Das Buch

Titelseite

Impressum

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Nachwort

Danksagungen

Glossar

Social Media

Vorablesen.de

Für alle, die aus ihrem Zuhause flüchten müssen,
ohne es jemals loslassen zu können.
Und für jene, die auf der Suche nach einem Zuhause
sich selbst verloren haben.

Aber vor allem für

Laith,
Hila
und
Lemar,

die mein Zuhause sind.

Prolog

Wana lag auf dem Rücken unter ihrem Baum und schaute in die Baumkrone. Es fühlte sich seltsam an, wieder hier zu sein, aber es machte sie gleichzeitig glücklich. Sie wusste genau, wo sie war, obwohl sie nichts anderes sah als ein Stück vom Himmel und einen Ast, gespickt mit den unverkennbaren orangeroten Blüten, die wie Glocken herabhingen. Es roch nach Kabul. Nach klarer Höhenluft, nach verbranntem Holz und Maulbeerbäumen. Es roch nach Zuhause. Nach dem letzten, das sich wirklich wie eines angefühlt hatte.

Es muss Frühling sein, wenn die Frucht kleiner als die Blüte ist, dachte Wana und spürte eine Hand an ihrer Wange. Obwohl sie ihn nicht sah, wusste sie sofort, dass es die Hand ihres Vaters war. Wana legte den Kopf zur Seite und schmiegte ihr Gesicht daran.

»Es hat mich gequält, als sie Erde auf dich geschaufelt haben. Ist das so, wenn man stirbt? Sterbe ich? Oder bin ich schon tot? Bist du in Frieden gestorben, Boba?«

»Denk daran, was ich dir beigebracht habe, *Batschem*, denk an die richtigen Antworten, wenn dich Munkar und Nakir, die schwarzen Engel mit den blauen Augen, befragen. Das sind die Antworten: Mein Herr ist Allah, meine Religion ist der Islam, der Prophet Mohammed ...«

Sie hörte Bobas tiefe, ruhige Stimme und schluchzte. Wie hatte sie ihn vermisst. Sie versuchte, sich zu konzentrieren, versuchte, sich die Antworten zu merken, aber sie spürte nur Bobas große, warme Hand an ihrem Gesicht, roch die Mischung aus Haarpomade und Tabakrauch und genoss den Klang seiner Stimme. Was genau geschehen war und noch passieren würde, war nicht mehr wichtig. Sie war bei ihm und froh, ihn wiederzuhaben. Ihn an einem so vertrauten Ort zu wissen, gab ihr Frieden.

Sein Daumen streichelte ihre Wange. Ganz leicht. Wana spürte, dass er wollte, dass sie blieb. Gäbe es Leo nicht, würde sie bleiben wollen, hier bei ihm, unter diesem Baum. Doch plötzlich verschwand die Hand von ihrem Gesicht, und Wana setzte sich hastig auf. Sie griff sich an die Wange.

»Was soll ich denn machen? Er ist doch noch so klein, er braucht mich«, flüsterte Wana mit erstickter Stimme.

Sie spürte, dass sie allein, dass Boba fort war. Sie konnte ihn nicht mehr riechen. Sie stand auf, wischte sich die Tränen weg und ließ ihren Blick über den alten Garten schweifen – ihr Königreich, als sie ein Kind gewesen war, von dem sie geglaubt hatte, es nie wiederzusehen. Jetzt wusste sie, dass sie immer wiederkommen konnte. Dass es kein Abschied für immer sein würde. Sie straffte die Schultern und verabschiedete sich von ihrem Granatapfelbaum, wie schon einmal vor sechsunddreißig Jahren. Und genau wie damals wusste sie auch jetzt, dass eine neue Zeit anbrechen würde und dass die Dinge nie wieder so sein würden, wie sie einmal gewesen waren.

Kapitel 1

13. August 1983

Kindheit

Der Granatapfelbaum war Wanas Lieblingsplatz. Er stand im Garten ihrer Eltern und war genauso alt wie sie selbst, ihr Vater hatte ihn zu ihrer Geburt pflanzen lassen. Sie liebte den Baum aber nicht nur deswegen, sondern auch, weil er so ganz anders war als die anderen Bäume: Rot im Frühling, grün im Sommer, und erst im Herbst passten sich seine Blätter dem goldgelben Spiel der anderen Bäume an.

Was Wanas Granatapfelbaum vor allem auszeichnete, war seine Lage neben dem Tor in der Mauer, die Wanas Elternhaus umgab. Unter ihm liegend, konnte Wana einen raren Blick in die Welt außerhalb des Gartens werfen. Wana hatte die Mauer noch nie gemocht und nie verstanden, wovor sie sie eigentlich schützen sollte. Sie fand die Welt da draußen nicht bedrohlich, sondern verführerisch und aufregend. Sie hatte hier und da einen Blick darauf erhascht, wenn sie früher ihre Mutter auf den Markt begleitet hatte, und Wana wünschte sich sehr, alles wäre wie früher. Aber seit »die Russen« da waren, hatte sich vieles geändert. Boba ging nicht mehr arbeiten, Modar nicht mehr auf den Markt, und Wana konnte das Haus und den Garten kaum noch verlassen. Nur ihre Schwester ging noch regelmäßig außer Haus, um die Schule zu besuchen. Aber sie erzählte

Wana selten, was sich draußen abspielte. Nila war drei Jahre älter als sie und kam sich sehr erwachsen vor. Sobald sie von der Schule nach Hause kam, ging sie zu Modar, saß mit den Frauen zusammen, und es war unter ihrer Würde, mit Wana zu spielen oder sich von ihr ausfragen zu lassen. So war Wana nur noch das Tor geblieben und die wenigen Menschen, die über die Schwelle traten und ein bisschen von der Welt da draußen mitbrachten. Wana fand die Angst vor »den Russen« übertrieben, so viele konnten es ja nicht sein, wenn man sie kaum zu Gesicht bekam. Sie brannte darauf, »einen Russen« zu sehen, und bezweifelte manchmal, dass es sie wirklich gab. Die Männer, die Boba letzte Woche besucht hatten, hatten alle wie Afghanen ausgesehen und wie Afghanen gesprochen. Als sie wieder gegangen waren, verbot Boba ihr, am Tor »herumzulungern«, und er ließ sich auf keine von Wanas Fragen nach »den Russen« oder dem genauen Grund des Verbots ein. Seitdem saß sie unter ihrem Baum und beobachtete alles aus sicherer Entfernung und war gar nicht mehr so unglücklich wie noch vor ein paar Tagen, denn es hatte sich herausgestellt, dass der Baum einen ungeahnten Vorteil hatte: Die meisten Menschen, die durch das Tor in den Garten traten, beachteten ihn nicht. Sie schenken weder dem Baum noch Wana Aufmerksamkeit, weil sie sich gern von den üppigen weißen Rosensträuchern, die den Weg vom Tor zum Haus säumten, ablenken ließen. Oder von dem satten Rasen, auf dem niemand laufen durfte, ohne sich mit dem Gärtner anzulegen. Die meisten Blicke zog aber das zweistöckige weiße Haus auf sich, das sich rechts vom Granatapfelbaum befand. Die Menschen waren vorhersehbar: Auf ihrem Weg zum Haus bewunderten sie die Rosen, beim Haus angekommen, stiegen sie mit offenem Mund auf die Veranda und übersahen Wana, die nur wenige Meter entfernt ausgestreckt im Gras lag. Als wäre sie unsichtbar. Selbst die Gäste, die nicht ins Haus durften und auf der

Veranda warten mussten, bemerkten sie zumeist nicht, obwohl sie den ganzen Garten im Blick hatten. Nicht jeder durfte zu den Frauen ins Haus. Alle Männer, die nicht zur Familie gehörten – Modars Stoffhändler oder auch entfernte, arme Verwandte, die sich für die monatliche Ration an Reis, Öl und Mehl bedanken wollten, die Boba ihnen zukommen ließ –, setzten sich auf die Veranda, die mit Teppichen und Sitzkissen ausgelegt war. Im Winter wurden sie in den Wintergarten hinter das Haus geführt. Wana beobachtete sie aus ein paar Metern Entfernung und war abgestoßen und fasziniert zugleich. Was Menschen machten, wenn sie dachten, sie wären allein! Sie piffen, sangen, lachten vor sich hin. Manche kratzten sich im Schritt, popelten, führten Selbstgespräche oder stopften sich die Taschen mit den Nüssen und Trockenfrüchten voll, die der Koch zum Tee serviert hatte. Andere hingegen nahmen nichts davon, obwohl ihre Augen immer wieder sehnsüchtig zu den vollen Schalen glitten.

Auch an diesem Sommernachmittag saß Wana unter ihrem Baum auf der Schaukel und beobachtete zwei Papierdrachen, die am Himmel ihre Kreise drehten. Sie hatte die Drachen vermisst. Früher hatten die Jungen in der Nachbarschaft jeden Nachmittag Drachen steigen lassen, aber seitdem »die Russen« in ihren lauten Hubschraubern tief über die Dächer flogen, war vielen Nachbarskindern das Drachensteigen verboten worden. Zumindest hatte das Boba so erklärt. Wana fragte sich, welche zwei Jungs heute Ärger kriegen würden, weil sie das Verbot missachteten.

Der Duft von *Kabob* kroch Wana in die Nase. Ihre Eltern erwarteten Besuch, der Onkel, Bobas Bruder, war schon da. Boba hatte Wana hinausgeschickt, als Onkel Wali gekommen war. Das und die Tatsache, dass er ohne Frau und Kind gekommen war, machten Wana erst recht neugierig. Und glücklicherweise blieb ihr älterer Cousin ihr heute erspart. Er war gemein und behandelte Wana wie ein Baby, seit er zur Schule ging.

Wana konnte es kaum erwarten, nach dem kommenden Winter auch endlich zur Schule zu gehen. Die Vorstellung, dass sie jeden Tag diese Mauern verlassen und ganz frei, erwachsen und allein zur Schule gehen würde, machte sie fast schwindelig. Aber als ihr einfiel, dass sie dann die Vormittage nicht mehr mit Boba würde verbringen können, wurde ihre zuvor bedingungslose Vorfreude etwas getrübt. Wana überlegte und konnte sich nicht entscheiden, was sie besser fand: zur Schule zu gehen oder ganz allein mit Boba zu sein. Seit seiner Rückkehr aus dem »Urlaub« ging er nicht mehr arbeiten und hatte plötzlich so viel Zeit wie noch nie. Als Boba am Ende des letzten Herbstes plötzlich weg gewesen war und Modar behauptet hatte, Boba sei verreist, hatte Wana ihr von Anfang an nicht geglaubt. Modar hatte mit verheulten Augen dagesessen und behauptet, Boba müsse sich »erholen« und sie wisse nicht, wann er genau zurückkomme. Und er sah auch ganz und gar nicht erholt aus, als er im darauffolgenden Frühjahr abgemagert und fiebrig zurückgekehrt war. Wana wusste, dass etwas Schlimmes passiert war, aber niemand sagte ihr etwas, egal, wen sie fragte. Wana war neugierig, aber viel mehr beschäftigte es sie, dass es Boba offensichtlich nicht gut ging. Er war still und lachte nicht mehr sein dröhnendes Lachen. Er tat ihr unendlich leid, und nachts quälte sie ihr schlechtes Gewissen, weil sie sich darüber freute, dass er sie am nächsten Morgen wecken und dann den ganzen Vormittag mit ihr verbringen würde, als wäre es ein Feiertag. Er war nicht mehr so lebhaft wie vor seiner Reise, aber dafür war er fast anhänglich. Wana nahm sich jede Nacht vor dem Einschlafen vor, ihn am nächsten Tag genauso glücklich zu machen, wie sie sich fühlte. Sie war sich aber nicht sicher, ob ihr das schon jemals gelungen war.

Plötzlich knallte die Verandatür, und Wana hörte ihren Onkel »Verräter!« schnauben.

Sie ließ sich leise von der Schaukel hinuntergleiten und schlich zur Hauswand, um besser sehen und hören zu können. Wana sah, wie ihr Onkel sich hinhockte, hastig einen Schuh anzog und wütend vor sich hin murmelte.

Erneut ging die Verandatür auf, und Boba kam herausgestürzt. Er hockte sich vor Onkel Wali hin, aber dieser würdigte ihn keines Blickes und wollte seinen anderen Schuh ergreifen.

Boba war schneller, nahm den Schuh an sich und sagte flehentlich:

»Bitte bleib. Geh nicht. Bitte lass uns nach dem Essen in Ruhe reden.«

Onkel Wali sah ihn verächtlich an und riss an seinem Schuh, doch Boba ließ ihn nicht los, presste ihn mit beiden Händen an die Brust. Wana hielt den Atem an. Was war hier los? Wieso machte sich Boba so klein? Wana wünschte, er würde aufhören, an dem Schuh zu zerren. Und endlich tat er das auch. Onkel Wali zog sich ungeduldig seinen Schuh an und stand auf. Boba blieb mit hängendem Kopf sitzen.

»Wenn das alle so machen würden, dann gäbe es uns nicht.« Ihr Onkel zeigte wütend auf den Garten und das Haus. »Dann gäbe es das hier alles nicht.«

Boba blickte zu Boden. Wana wäre am liebsten zu ihm gegangen und hätte ihn umarmt, ihn getröstet. Aber das traute sie sich nicht. Onkel Wali schaute auf Boba hinunter, der zu ihm aufsaß und dabei den Kopf einzog wie ein schuldbewusstes Kind, das Schläge erwartet.

»Bitte geh nicht so; lass mich nicht ohne einen Abschied gehen. Bitte, *Lala*«, sagte er mit brüchiger Stimme.

Boba so verzweifelt, ihn in dieser Position zu sehen, während Onkel Wali so unerbittlich blieb, war mehr, als Wana ertragen konnte. Ihr Kinn fing an zu zittern, und sie schlug sich die Hand vor den Mund.

»Geh, wenn du gehen willst, aber erwarte nicht, dass ich dir eine gute Reise wünsche, während wir anderen dafür kämpfen, dass du vielleicht zurückkehren kannst!«, sagte Onkel Wali und zeigte mit dem Finger auf den Boden zwischen sich und Boba.

Wana durchfuhr es kalt, und ihre Gedanken fingen an, wild durcheinanderzuwirbeln: Zurückkehren? Von wo zurückkehren?

Da hörte sie ihren Vater einen Ton von sich geben, den sie noch nie zuvor von ihm gehört hatte, einen heiseren Ton, der aus seiner Brust kam und in ein Weinen überging. Erschrocken beugte sich Wana weiter nach vorn. Boba saß noch immer auf dem Boden und klammerte sich an Onkel Walis Bein.

»Bitte, sag das nicht. Du weißt doch, was ich durchgemacht habe. Versteh doch, ich ... ich kann nicht. Ich bin doch gerade erst zurück«, schluchzte er.

Onkel Wali schien ebenso überrascht über Bobas Ausbruch wie Wana. Sie hielt die Luft an. Hier passierte etwas Furchtbares, etwas, das Boba so sein ließ, wie sie ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Sie hatte Boba noch nie weinen sehen. Und eine böse Vorahnung ergriff sie, als sie stockend wieder ausatmete.

Onkel Walis Stirn legte sich in Falten, und er presste die Lippen zusammen. »Eben! Du solltest als Erster zur Waffe greifen, nach dem, was sie mit dir gemacht haben. Steh auf, steh auf.«

Er nahm Boba an den Schultern und zog ihn hoch. Boba stand mit gesenktem Kopf vor ihm und wimmerte.

»Dann geh. Geh weg, ruh dich aus, und wenn es dir besser geht, dann komm zurück. Lass meinetwegen deine Töchter und deine Frau dort, wenn es unbedingt sein muss, aber komm du zurück, ja?!«, sagte Onkel Wali

ruhiger als vorher, und er sah so aus, als befürchtete er, dass Boba wieder zu weinen anfing.

Auch Wana hoffte, dass Boba stark blieb. Sie war wütend, auf Onkel Wali und auch ein bisschen auf Boba, weil er sich nicht wehrte, nichts erwiderte, auch wenn Onkel Wali älter war als er. Und dann warf sich Boba in Onkel Walis Arme, hielt ihn fest und weinte laut und ohne Rücksicht darauf, dass er im Garten stand, wo ihn jeder hätte sehen und hören können. Onkel Wali schien sich nicht überwinden zu können, ihn zu trösten; seine Arme hingen schlaff an ihm herunter. Erst nach einer Ewigkeit legte Onkel Wali endlich eine Hand auf Bobas Rücken. Bobas Weinen wurde lauter, und Wana sah, dass sein ganzer Körper bebte.

»Ja, ich komme zurück, ich verspreche es. Ich komme zurück«, wiederholte Boba immer wieder.

Onkel Wali zog die Augenbrauen zusammen und blickte umher, als befürchtete er, dass jemand sie beobachtete. Wana huschte zurück hinter die Hauswand, eilte geradewegs zu ihrem Granatapfelbaum und ließ sich an seinem Stamm nieder. Ihre Gedanken überschlugen sich, plötzlich ergab alles einen Sinn: die immer leerer werdenden Schränke, die Möbel, die hier und da verschwanden, die ausweichenden Antworten der letzten Wochen, wenn sie ihre Eltern auf ihre bevorstehende Einschulungsfeier ansprach.

Wana sah hoch zu den schon glutroten Granatäpfeln und fragte sich, ob sie noch hier wäre, wenn sie ganz reif, ihre saftigen Kerne süß genug zum Essen waren. Sie schaute sich um, als sähe sie alles zum ersten Mal. Den Rasen, die Mauern und den Himmel darüber, in dessen Blau die Nachbarskinder immer noch bunte Drachen fliegen ließen. Wana betrachtete die Berge am Horizont, die trotz des heißen Sommers weiße Gipfel hatten, und wusste, dass sie sich von ihnen verabschieden musste.

Von all ihren Nachbarn, all ihrem Spielzeug. Von der Schaukel und dem Granatapfelbaum, den Drachen und den Menschen, die sie zum Fliegen brachten. Und am meisten bestürzte sie, dass sie nun nicht in die Schule kommen würde. Jeden Tag hatte sie sich ausgemalt, wie es sein würde. Hatte sich in neuer Schultracht in Nilas Schule, bei der Feier im Garten gesehen. Und von jetzt auf gleich wusste sie noch nicht einmal mehr, ob sie überhaupt jemals in eine Schule gehen würde.

Wanas Fragen wurden erst ein Vierteljahr später beantwortet: Sie wurde noch im selben Jahr eingeschult, aber nicht am Ende des Winters, sondern am Ende des Herbstes, an einem Mittwoch im November. Ihr erster Schultag fand in einem Land statt, das Modar und Boba »Alman« und die Deutschen »Deusch-lann« nannten, und ihr erster Schultag war in jeder Hinsicht anders, als Wana es sich ausgemalt hatte: Es gab kein großes Fest, keine tagelangen Vorbereitungen oder andere Erstklässler, die ihre Aufregung über den ersten Schultag teilten, sondern ein Frühstück zu viert in ihrem kleinen Zimmer mit einer schlecht gelaunten Nila, die krank war und deshalb ihren ersten Tag in der neuen Schule verpasste. Nila, die ach so erwachsene Nila, verhielt sich immer mehr wie ein Baby, seitdem sie Kabul verlassen hatten.

Wana stand mit Modar, die ihr die Haare flocht, am Waschbecken und fragte sich, ob Nila schon immer so eine verzogene Göre gewesen war und es in dem großen Haus in Kabul nur besser hatte verstecken können. Sie vermieste ihr den Morgen, gönnte Wana offenbar keinen schönen ersten Schultag, und Wana hatte ihre Augen vor Neid aufblitzen sehen, als Boba gestern mit einem Ranzen in der Hand nach Hause gekommen war. Seitdem nörgelte sie noch mehr. Wana betrachtete die rosa Schultasche, die nur zwei Schritte weiter auf einem Stuhl im »Essbereich« stand, wie Modar diesen Teil des Zimmers beschönigend nannte. Ihr Herz machte

einen Sprung. Sie war aus der Kleiderkammer, wie fast alle Sachen der Familie. Modar hatte einige davon für sie und Boba auf den Etagenbetten ausgelegt, die an den Längsseiten des Zimmers standen und nahezu das ganze Zimmer einnahmen. Das war der »Schlafbereich«. Wana und Nila schliefen oben, Modar und Boba unten. Es gab ein kleines Fenster am Kopfende der Betten, und am Fußende war gerade noch Platz für den »Essbereich« und die »Waschecke«, die aus einem Eckwaschbecken bestand, das Boba behelfsmäßig mit einer Wäscheleine und einem Bettlaken vom Rest des Zimmers abgetrennt hatte. Dahinter wuschen sie sich in einer großen Schüssel, die auf dem Boden stand. Auf dem Hocker neben Wana befand sich eine weitere kleine Plastikschüssel, die ihre Mutter jeden Abend mit warmem Wasser aus der Gemeinschaftsdusche füllte, denn aus dem Hahn in ihrem Zimmer kam nur kaltes Wasser. Abwechselnd stellten sich ihre Mutter, ihre Schwester, ihr Vater und Wana in die große Schüssel und seiften sich ein. Anschließend schöpften sie warmes Wasser aus der kleinen Schüssel und wuschen damit vorsichtig und sparsam den Schaum ab. Alles kurz und schnell und ohne großes Tamtam. Dass ihre Eltern entgegen ihrer sonstigen Hygieneansprüche diese Art der Wäsche den Gemeinschaftsduschen vorzogen, lag vor allem daran, dass ihnen der libanesischer Nachbar erzählt hatte, dass in den Waschräumen alleinstehende Männer aus den unteren Etagen herumlungerten. Erst vor ein paar Tagen hatte Wana selbst einen dieser Männer getroffen. Er hatte aus der Nebentoilette über die Abtrennung auf sie heruntergeschaut, als sie pinkelte. Wana bemerkte ihn zunächst gar nicht. Sie verrichtete gerade ihr Geschäft, als ihr Blick plötzlich seinen traf. Gierig und bedrohlich. Das Schlimmste war, dass sich der Mann nicht wegduckte, sondern sogar so lange verharrte und auf Wana runterstarrte, bis sie sich hastig und notdürftig gesäubert und angezogen hatte. Wana

hatte sich entsetzlich geschämt und war geflohen, ohne sich noch einmal umzublicken. Und nun fürchtete sie sich so sehr vor diesem Mann, dass sie jedes Mal überprüfte, ob jemand in der Nebenkabine war.

»Jetzt halt endlich still, um Gottes willen!«

Wana hatte gar nicht gemerkt, dass sie sich bewegt hatte.

»Ist es für die Schuhe nicht zu kalt?«, fragte Boba, der schon fertig war und am Tisch saß und einen Tee trank.

»Sie wollte gerne etwas Besonderes anziehen an diesem besonderen Tag«, hörte sie Modar von hinten.

Bobas Gesicht wurde weich. »Na, *Nafas*, freust du dich auf deinen ersten Schultag?«, fragte er und lächelte sie aufmunternd an.

Wana schaute ihn an, grinste und nickte mehrmals mit aufgerissenen Augen. Es war eine Grundschule, die hier – im Gegensatz zu Afghanistan – nur bis zur vierten Klasse ging. Damit war Nila zwei Jahre früher im letzten Schuljahr und hatte auch Grund zur Freude, wie Wana fand. Aber die hatte sich in ihre Decke verkrümmelt. Wana konnte einfach nicht verstehen, warum sich Nila nicht auch ein klein bisschen mit ihr freuen konnte.

»Es wird Zeit, dass die Mädchen zur Schule gehen und wir zur Normalität zurückfinden«, sagte Boba nach einer Weile und sah Modar, die gerade das Haar ihrer Tochter zu Zöpfen flocht, über Wana hinweg an.

Bobas Gesichtsausdruck wusste Wana nicht zu deuten. Er schien traurig und wütend zugleich zu sein. Er blickte sie an, seine gerunzelte Stirn glättete sich, und seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, aber etwas Trostloses, das er vergeblich zu verbergen versuchte, lugte doch aus jeder Pore seines erschöpften Gesichts.

»Wieso müsst ihr denn da noch mal am Nachmittag hin?«, rief Nila weinerlich aus ihrem Bett.

»Es gibt wohl ein Fest, das nach Sonnenuntergang gefeiert wird und zu dem wir eingeladen sind.«

»Und wann spielen wir dann Karten?«

Wana hätte Nila am liebsten eine geknallt. Warum musste sie alles kaputtmachen? Wieso jammerte sie nur noch?

Boba sah erschöpft aus, als er ihr geduldiger, als sie es verdiente, antwortete. »Nach dem Mittagessen? Ich weiß nicht, wie lange unser Gespräch mit dem Direktor dauern wird, aber ich denke, dass wir spätestens zum Mittagessen wieder zurück sind und dann erst um halb drei wieder losgehen.«

Nila stöhnte auf und warf sich die Bettdecke über den Kopf. »Na toll, dann verpasse ich heute auch noch das Fest!«

»Sonnenuntergang um vier Uhr nachmittags! Daran werde ich mich nie gewöhnen«, sagte Modar und eilte zur anderen Seite des Zimmers, um Nila zu trösten.

Wana ging an Boba vorbei zur Tür, nicht ohne ihn noch mal anzulächeln, aber er bemerkte es nicht. Wie so oft war er mit seinen Gedanken ganz woanders. Wana machte die Tür von außen zu und wünschte, sie hätten wieder mehr als ein Zimmer, damit sie Nila nicht den ganzen Tag ertragen musste.

In der Gemeinschaftsküche hörte sie leises Gemurmel. Um die Uhrzeit schliefen die meisten noch. Wana hoffte, dass die Toiletten nicht verdreckt waren. Modar putzte nur noch: entweder die Toilette, die sie benutzen wollte, die Küche, bevor sie anfang zu kochen, oder eben den Boden ihres Zimmers, so wie heute früh, obwohl sie ihn erst gestern gewischt hatte. Laut Modar sei der schon wieder so verdreckt, weil sie, die »Mädchen«, auf dem Weg zurück von der Toilette über Nacht den Dreck vom Flur mitgebracht hätten. Es war noch so früh gewesen. Alle anderen hatten

noch geschlafen, und Modar hatte so fest geschrubbt, dass Wana glaubte, bald würde sich die Farbe des grauen Linoleumbodens auflösen.

Wana hatte in der Nacht zuvor tatsächlich dringend auf die Toilette gemusst, verkniff es sich aber und wartete, bis es hell wurde. Sie schaute zum Fenster hinaus und hoffte, dass die Nacht endlich vorbei war, denn sie ging nicht gern auf den Flur, wenn es dunkel war. Nachdem sie an so vielen Orten geschlafen hatte und immer wieder in neuen Zimmern aufgewacht war, vergaß Wana ständig, wo sie war, verlief sich selbst auf dem Weg vom Zimmer zur Toilette. Und schämte sich. Es war ihr peinlich, dass sie in ihrem Alter zwei Orte, die sich auf demselben Flur befanden, nicht auf Anhieb finden konnte, aber es entzog sich ihrer Kontrolle, und egal, wie viel Mühe sie sich gab, sie wurde immer schlechter darin, sich zu orientieren. Zumindest kam es ihr so vor. In Kabul hatte sie sich bestimmt nicht so oft verirrt, und da war sie noch jünger und auch ein bisschen dümmer gewesen als jetzt.

Wana ließ sich Zeit. Sie hatte es nicht eilig, in das enge Zimmer mit der nölenden Nila zurückzukehren. Sie fand, dass vor allem Boba viel zu nett und nachsichtig mit ihr war. Das war er auch mit ihr selbst, aber Wana war der Meinung, dass sie es im Gegensatz zu Nila auch verdient hatte. Sie war netter und machte nicht so viel Aufhebens um sich wie Nila. Ganz im Gegenteil, Wana versuchte, Boba und Modar zu helfen, versuchte, ihnen so wenig Arbeit wie möglich zu machen und so wenig wie möglich zu fordern. Es war doch offensichtlich, dass es ihnen nicht gut ging und sie nicht noch mehr Sorgen brauchten. Wana hatte sie erst gestern wieder belauscht; das machte sie öfter. Wenn Modar und Boba zusammen in die Küche gingen und sich allein wähnten, unterhielten sie sich über all die Dinge, die sie nie laut vor Wana und Nila aussprachen. Selbst wenn Wana danach fragte, wichen sie aus. Wana war beleidigt, dass sie doch tatsächlich glaubten, ihr

wäre all das verborgen geblieben: das Zuhause, das sie zurückgelassen hatten, ihr Leben, das sich aufgelöst hatte. Sie taten so geheimnistuerisch, und Wana kam sich zum ersten Mal klüger als Boba vor, der nicht ahnte, dass sie das alles wusste. Wana konnte nicht verstehen, warum sie das taten. Wie sie überhaupt glauben konnten, vor Wana verbergen zu können, dass sich alles, aber auch einfach alles verändert hatte. Und sie jetzt arm waren. Die Wana, die in dem Haus an einem Berghang in Kabul gelebt hatte, kam ihr wie eine andere vor. Nie hätte sich die Wana von damals vorstellen können, wie das Leben an einem anderen Ort aussehen würde. Nie hätte sie sich ausmalen können, in dieser kleinen Behausung in Deutschland zu landen, die insgesamt nur so groß war wie ihr Wohnzimmer zu Hause. Nie hätte sie gedacht, dass sie einmal in nur einem Zimmer ohne Bad und Küche leben würde und darüber auch noch froh wäre, nachdem sie drei Monate teilweise auf dem nackten Boden geschlafen hatte. Oder dass sie außer einer Puppe kein anderes Spielzeug mehr haben würde. Oder dass sie plötzlich die Sprache ihrer Nachbarn nicht mehr verstehen würde. Wana war davon ausgegangen, dass die Sprache ganz automatisch in dem Moment über sie käme, in dem sie die Grenze zu einem anderen Land passieren würde. So hatte ihre Mutter es ihr erklärt, als sie fremde Laute an der ersten Grenze gehört hatte.

»Mama, was sagen die? Ich verstehe sie nicht«, hatte Wana erstaunt gesagt.

»Sie sprechen eine andere Sprache. Das lernst du dann auch, wenn du dort bist«, hatte ihre Mutter beiläufig geantwortet.

Wana hatte vergeblich darauf gewartet, die neue Sprache nach der Grenzüberquerung einfach zu verstehen. Als nichts passierte, war sie panisch geworden, weil sie fürchtete, dass es an ihr lag; dass sie nie andere Sprachen verstehen würde, weil etwas an ihr nicht richtig funktionierte.

Modar hatte sie gefragt, was sie habe, und Wana hatte ihr weinend gestanden, dass sie immer noch nichts verstehe, obwohl sie doch die Grenze schon überquert hätten. Dann hatte Modar ihr erklärt, dass es nicht von allein geschehe, dass sie eine Sprache mühsam lernen müsse und es Monate oder Jahre brauche, bis sie sie wirklich gut sprechen könne.

Wana war erleichtert gewesen. Zwar war ihr der Glaube daran abhandengekommen, dass jeder Mensch jede Sprache der Welt sprechen und verstehen könne, aber zumindest wusste sie nun, dass ihr mangelndes Sprachverständnis nicht ihr Fehler war. Und als sie dann in Deutschland ankamen, war sie nicht mehr entsetzt, dass sie weder Deutsch noch die Sprache ihrer libanesischen und russischen Nachbarn beherrschte.

Wana dachte immerzu daran, was Onkel Wali gesagt hatte: »Lass Frau und Kinder da, aber komm du wieder zurück.« Sie hatte furchtbare Angst davor, dass Boba sie verlassen könnte, sie »dalassen« könnte, wie er Onkel Wali immer und immer wieder versprochen hatte. Wana wusste auch nicht, wohin mit dem Bild in ihrem Kopf: Boba heulend in den Armen von Onkel Wali, der sich für ihn schämte. Es passte einfach nicht zusammen, passte nicht zu Boba, dass er verletzlich und verzweifelt war, wo er doch sonst immer wusste, was zu tun war. Boba, der immer stärker als alle anderen gewesen und dessen Stärke jetzt nötiger denn je war, seit alles zusammengebrochen war. Sobald sich Wana an diese Szene erinnerte, überkam sie Scham. Auch jetzt, und sie schüttelte sich. Sie konnte nichts dagegen machen, und sie schämte sich, dass sie sich für ihren Vater schämte; schämte sich für seinen Gefühlsausbruch vor Onkel Wali, vor ihr. Sie war überzeugt davon, dass auch er sich schämte, denn er sprach nie darüber.

Wana betrat die Toilettenräume, immer noch in Gedanken verloren. Sie wollte gerade zu den Kabinen gehen, als ihr Blick ihn streifte. Er schaute